

[Nachdruck verboten.]

70]

## Das tägliche Brot.

Roman von C. Wiebig.

Der Krampf war fort, die furchtbare Erregung hatte nachgelassen, sie war sich wieder ihrer selber klar bewußt.

Oh, was hatte sie getan! Das Zeugnis, das würde so schlecht ausfallen, wie noch keins zuvor. Keinen andren Dienst würde sie danach mehr bekommen. Und der Winter war vor der Tür. Und die Luft zur Arbeit auch nicht da — nein, gar keine Lust!

Ganz fassungslos, schwach wie ein Kind, sich auflösend in tränenreiches Weinen, kauerte sie auf einem Schemel im Winkel der Küche. Und das Weinen wurde wieder zu einem Krampf, zum lauten, schluchzenden, schreienden Gejammer; sie konnte gar nicht aufhören damit, es schüttelte sie und stieß sie und rüttelte sie durch und durch. Und dann mußte sie lachen, über sich selber lachen, daß sie so laut weinte. Es war doch komisch gewesen, die Angst von der Haberkorn zu sehen! Ja, viel hätte nicht gefehlt, und es wäre der an den Krügen gegangen. Als sie die Knochen der Alten unter den Händen gefühlt, da war's wahrhaftig gewesen, als sollte sie die an der Gurgel packen, ihr die Kehle zuhalten, bis sie nicht mehr schreien konnte — ha, nicht einmal mehr japsen!

Berta hörte auf zu weinen und zu lachen. Aus ihrem Winkel aufföhnend, rechte sie sich in ihrer ganzen schlanken Jugend.

Hier war's aus, ja — aber es war doch noch nicht alles aus! Sie war jung, jung und hübsch. Ging's hier nicht mehr, ging's wo anders. Aber wo —? Nach Hause —? Ein häßliches Lächeln zog Bertas Mundwinkel herunter: da konnte sie ja mit der Mutter zusammen schnapsen. Nein, nein!

Aber wohin denn?! Vor Bertas umherfahrenden Augen stand plötzlich ein Bild. Sie sah sich im Gewühl des Mietsbureaus und sah den Dicken vor sich stehen und hörte deutlich seine Stimme. — — — „Achtzig Taler! Wenig Arbeit! Und wenn's Ihnen oben zu langweilig wird, dann kommen Sie eben runter, da is immer was los. Wer weiß, Sie machen da noch Ihr Glück!“

Warum nur war sie so töricht gewesen, dies Anerbieten auszuschlagen, sogar fortzurennen?! Oh, so dumm!

Sie fing nun wieder an zu weinen, schlug sich vor den Kopf und schluchzte herzbrechend. Ratlos saß sie da.

Drinne dröhnte die Wanduhr elf. Von der Haberkorn war kein Laut zu vernehmen, die ließ sich nicht mehr sehen, das war auch gut, sonst —!

Berta ballte die Fäuste, die ganze, unbezähmbare Wut kam wieder über sie, in ihren Augen glühte es drohend. Die, die war schuld daran, wenn sie auf die Strafe kam!

Auf die Strafe — — —! Plötzlich war der Gedanke da. Ohne Anklopfen war er eingetreten, und nun stand er vor ihr, jeder Hülle bar, ganz nackt, und grinste sie an.

Und sie sah die Strafe. Im Wind fladerten die Laternen, am zerfetzten Himmel blickten die Sterne mit kaltem, graufamem Funkeln. Vereinzelt Frauengestalten wandten übers Trottoir, standen beim Laternenpfahl still und sahen sich suchend um. An der Ecke tauchte ein Schutzmann auf — und man sah seine Anöpfe blinkern — da wandten die nächtlichen Gestalten weiter, huschten fort, vom Winde getrieben.

Auf der Strafe — huh! Sie fühlte einen Schauer und rang die Hände. Aber was blieb ihr sonst übrig? — — —

Und wieder stand Herr Lehmann vor ihr. Er lächelte sie breit an und zwinkerte ihr vertraulich zu; und doch war's ein geschäftskundiger Blick, mit dem er sie tarzierte. Hatte er nicht recht, paßte sie nicht dazu, einzuschwenken, zu kredenzen, zu animieren? — —

Da war's warm, da piff der Wind nicht, wie auf der nächtlichen Strafe, und kein Schutzmann jagte einen auf. Und wenn die anderen tranken, konnte man selber auch trinken — Bier, Wein, Likör — ha, viel, viel! Trinken: Sauren trinken, Süßen trinken, wonach es einen gelüftet! Lechzend fuhr ihre Zunge über die vertrockneten Lippen

Nicht mehr dienen! Ehe sie wieder dienen ging — lieber sterben!

Auf der weißen Küchenwand zog's an ihr vorüber: Schatten, Schatten, müde Schatten. Da war manch eine darunter, die sie gekannt. War sie nicht auch selber dabei?!

Mit einem tiefen Seufzer schlug sie die Hände vors Gesicht und bebt in fröstelnden Schauern.

Wie die Schatten sie quälten! Sie sah sie auch bei geschlossenen Augen. — — — Sie reckten sich die Hände, sie schlossen einen Kreis um sie. „Dienen, dienen, ewig dienen.“ ächzten sie ihr ins Ohr. — — —

Nein! Sie schrie laut auf. Nicht mehr dienen! Auch einmal herrschen, wie andere herrschen! Sich einmal nicht mehr schinden, sich nicht mehr hin- und herjagen lassen, sich nicht mehr duden, sich nicht mehr die Nägel abarbeiten: nur um das bißchen tägliche Brot! Auch genießen!

Ein Satz hob sich in ihr, sie wachte selbst nicht gegen wen; und eine unbestimmte Vorstellung von: „herrschen, herrschen“.

Sich dehrend, rechte sie die Arme gegen die geküchelte Küchenbende, an der die zitternden Lichtkringel tanzten. Ein kaltes, grausames Lächeln hob ihre Oberlippe: sie dachte an all die Männer, die ihr schon nachgestellt hatten. Nun würde sie ihre Macht erproben können „im Restaurant mit Damenbedienung“. „Bedienung?!“ — O nein! Den Fuß wollte sie ihnen auf den Nacken setzen und — herrschen!

Ein harter, stählerner Glanz veränderte das Blau ihres Auges. An den Herdbrand gelehnt, die Arme über der Brust gekreuzt, leise mit der Fußspitze wippend, stand sie sinnend. Das kalte, grausame Lächeln blieb auf ihrem Gesicht.

34.

Die alten Resäcke im Keller hatten ihr Pianino verkaufen müssen, das Klavierfräulein war ja ohnehin längst abgeschafft; Elli hatte keine Tonleiter mehr geübt, nur mit einem Finger geklimpert: „Ach du lieber Augustin, alles ist hin!“

Es ging ihnen schlecht, sie brauchten bar Geld; der Händler, von dem sie ihre Ware bezogen, wollte nicht länger mit seiner Forderung warten. Hundertzwanzig Mark brachte das Klavier; wenn's nicht so feucht gestanden hätte, würde es gewiß zweihundertzwanzig gebracht haben. Aber nun waren sie wenigstens wieder auf ein Weilschen flott, ein neuer Pump konnte angelegt werden.

Immer weniger Mägde kamen in den Keller; die machten nun ihre Einkäufe lieber in einem dritten Grüntram, der sich vor kurzem in der Böbenstraße aufgetan hatte. Der war ganz modern eingerichtet, hatte einen Automaten, der, nach Einwurf von zehn Pfennigen, ein Parfümläschchen spendete und eine Ansichtskarte und noch fünf Pfennige wieder herausgab, und — der Besitzer, ein junger Mann, der mit seiner alten Mutter hauste, war noch unverheiratet.

Frau Resäcke brauchte sich jetzt nicht mehr über den ewigen „Madan“ zu beklagen, die Klingel ertönte nur selten, und dann ganz zahm, wie verschämt leise. Kinder kamen, die für fünf Pfennige einholten, und ein paar alte Weibchen aus der Nachbarschaft.

Hätte die Resäcke noch den früheren Unternehmungsgeist beibehalten, so würde sie zur Weihnachtszeit allerlei Ueberreichungen in Szene gesetzt haben, die unfehlbar Käufer herbeigelockt; aber der „Mumm“ war ihr, wie sie selber jagte, abhanden gekommen. Stundenlang konnte sie allein im Laden herumtreten und immerwährend vor sich hinbrabbeln; das Schwatzen war ihr nun einmal zur zweiten Natur geworden. So und so oft wiederholte sie dieselbe Geschichte, und wenn's dazu kam, hatte sie den richtigen Hergang total vergessen.

„Aber, Mamo, die Geschichte haste mindestens schon fünfzig Mal erzählt.“ pflegte Elli zuweilen loszuprsten, „un denn war's ja gar nich so! Quatsch! Du verquatschest ja allens!“

„Laß Muttern doch,“ sagte dann der Vater wohl und plinkerte mit den trüben Augen. „Na, los, Amalchen, wie war's noch man?!“

In den novembergrauen Tagen mußte man im Keller von früh bis abend die Lampe brennen; nur über Mittag gab's eine Stunde spärliches Tageslicht.

Der alte Mann glaubte in seinem Leben die Dunkelheit nicht so schwer empfunden zu haben, wie jetzt. Und wenn er

zu Artur und Mine in die Alvenslebenstraße kam, war's da auch nicht viel heller; die wohnten parterre in einem Hof, der nicht viel weiter war, als ein Schlot, und in ihre Kammer und Küche warf die Winter Sonne nie einen bleichen Schein.

Wenn nicht das Enkelkind gewesen wäre! Es hatte hellblonde Härchen, wie Trude einst gehabt, nur daß deren Haar viel voller und seidiger gewesen; später war es so schön rufbraun geworden. Der Großvater nahm oft die Kleine auf den Schoß und drehte ihre dünnen Strähnen um seine groben Finger — ach, locken wollten sich die Haare nun gar nicht! Er machte ein sehr ernsthaftes Gesicht dabei und Friedchen auch; die war schon so ein verständiges Kind, die sah's den Thren an den Augen an, ob sie lachen durfte oder ganz mucksmäuschenstill sein mußte.

Statt der Sonne sah ein bleiches Gesicht durch die Scheiben von Kammer und Küchenfenster — das war die Sorge.

Es wollte Artur gar nicht glücken, dauernde Arbeit zu finden; höchstens einmal für acht Tage, dann war's wieder aus. Nicht immer war es seine Schuld, und daran klammerte er sich in seiner Verbissenheit. Konnte er dafür, daß es schon Anfang November Stein und Bein froz?! Da hatte er Verdienst gehabt als Steinträger beim Bau; und wenn ihm auch die schweren Mulden fast die Schulter zerdrückten und ihm beim ungewohnten Leitersteigen schwindelte, der Verdienst war endlich einmal gut gewesen. Acht Tage hatte es gedauert, und dann kam Schnee, Glätteis, der Mörtel hielt nicht — aus war's.

Aber eine Erkältung hatte er sich dabei weggeholt, die war nicht so leicht los zu werden. Obgleich ihn Mine in alles einpackte, was sie besaß, ihm abend im Bett ihre Unterröcke um die Hüfte wickelte und ihn fest in den Arm nahm, doch lag er die ganze Nacht klappernd vor Frost, und erst am Morgen, gerade wenn er aufstehen mußte, wurde er warm. Seine Mutter wollte ihm einen Tee gegen den Husten kochen, da fuhr er sie an: „Hättste mich man en Handwerk lernen lassen, denn brauchstste mir jetzt keinen Tee zu kochen. Trinf Deinen Soff alleine!“

Ein Glück war es, daß Mine ihre Wasch- und Putzstellen hatte, so konnte man wenigstens die erste Mietspülung pünktlich bezahlen. Anfang Oktober hatte Mine sogar zu viel zu tun gehabt, jeder wollte vor dem Winter gründlich reingemacht haben, und bei den Leuten, die umzogen, sollte sie auch helfen. Sie konnte beim besten Willen nicht allen gerecht werden; man nahm's ihr übel, und so verlor sie Stellen, auf die sie fest gerechnet hatte.

Ende Oktober wurde sie viel weniger verlangt, Anfang November noch weniger, und bald gar nicht mehr. Ob schuld daran war, daß sie Friedchen immer mit auf die Arbeit nahm? Die kam doch keinem in die Quere, sah so still zwischen der sämigenen Wäsche beim Waschfaß und spielte mit ein paar Klammern; die kleine Gestalt verschwand ganz im Raugendmüß wie in einer Wolke. Wenn die Mutter Stuben rein machte, lief sie schon ab und zu, holte Besen und Schippe und las Schnippel und Zädden und Staubflöckchen mit ihren Kleinen Fingern auf. Mittags pickte sie wie ein Vögeltchen mit vom Teller der Mutter. Mine sagte sich, das konnte der Grund nicht sein, daß sie so wenig bestellt wurde. Endlich wurde es ihr klar gemacht; eine Dame, die ihr sehr wohl wollte, sagte ihr's, fast vorwurfsvoll: daß sie nun doch nicht mehr so schwer arbeiten dürfe, sich schonen müsse, und daß man natürlich jetzt gern die Rücksicht auf ihren Zustand nähme. Und die Dame schrieb sich genau die Adresse auf und versprach ihr, sie nachher gewiß wiederzunehmen.

Schonen —?! Mine lächelte trüb, wenn sie daran dachte. Ach, die beste Schonung war ihr gewesen, wenn sie jeden Tag satt zu essen gehabt, wenn Friedchen nicht manchen Abend kläglich gesagt hätte: „Friedchen noch Hunger hat!“

Ganz hungrig waren sie zwar bis jetzt noch nicht zu Bett gegangen, aber Mine lag manche lange Winternacht mit offenen Augen und sah der Zeit entgegen, da ihnen der Magen knurren und in dem Ofen, der so viel verschlang und doch die fußkalte Wohnung nicht erwärmte, kein Feuer mehr brennen würde. Dann kam die Angst über sie, so daß sie mitten in der Nacht ihren Mann anstieß: „Du, Artur! Wenn's nur erst Frühjahrs wär!“

„Na, wenn schon,“ erwiderte er, und in seiner Stimme lag die ganze trostlose Erkenntnis. —

Eines Tages hatte Mine einen guten Gedanken. Es lasen doch so viele Menschen den „Lokal-Anzeiger“, da konnte

man gewiß noch eine Frau zum Austragen gebrauchen. Sie hatte sich erkundigt — siebzehn Mark den Monat —, viel war's nicht für eine ganze Familie, aber wenn Artur wieder leidlich gesund war, fand der wohl auch einen kleinen Verdienst. So hing sie sich einen Schal um, der ihre Gestalt verdeckte, und — sie wußte selbst nicht, was sie zu ihrem „Dusel“ sagen sollte — sie wurde als Zeitungsträgerin angenommen.

Jeden Morgen in der allerfrühesten Frühe fand sie sich nun in der Zillalexpedition des „Lokal-Anzeigers“ in der Bülowstraße ein, und nachmittags wieder, und holte sich ihr Teil. Die Schwiegermutter hatte den alten Kinderwagen geborgt, darin fanden Friedchen und die Zeitungen Platz.

(Fortsetzung folgt.)

## Milben und Milbenplage.

Von Dr. Theising.

Im Verlaufe der letzten Monate erhielt ich mehrfach von Lesern meiner naturwissenschaftlichen Aufsätze verzweifelte Zuschriften, in denen über eine merkwürdige Insektenplage Klage erhoben wurde, unter der die Betroffenen in der letzten Zeit viel zu leiden hatten. Der Inhalt der Schreiben war im wesentlichen folgender: Seit einiger Zeit hätten sich in ihren Wohnungen winzige Tierchen gezeigt, die zuerst nur vereinzelt aufgetreten und von ihnen wenig beachtet wären. Von Tag zu Tag hätte das Ungeziefer aber an Zahl zugenommen und jetzt wüßten sie sich gar nicht mehr vor diesen schrecklichen Plagegeistern zu retten. Alle Möbel, die Wäsche, Betten, Kleider und Geschirr wären Morgen für Morgen wie mit einem dichten, weißlichen lebenden Staube bedeckt und alle Mittel, die sie bisher zur Vertreibung angewandt hätten, wären wirkungslos geblieben. Vielleicht wüßte ich einen Rat, wie man der Plage Herr werden könnte.

Nach der Beschreibung vermutete ich sofort, daß es sich um ein Wiederauftreten der Milbenplage in Berlin handelte, wie man sie im Verlaufe der letzten Jahre dort schon mehrfach beobachtet hatte. Zur größeren Sicherheit ließ ich mir eine Anzahl der Uebelthäter einsenden, und die mikroskopische Untersuchung zeigte mir auch sofort, daß ich mit meinem Verdacht auf der rechten Spur war und daß die eingeschickten Tiere Angehörige der gemeinen Hausmilbe, *Glyciphagus domesticus*, wären. Da wahrscheinlich auch noch zahlreiche andere Familien unter dieser Milbenplage gegenwärtig zu leiden haben, ist es vielleicht ganz angebracht, wenn ich hier etwas näher auf die Lebensweise der Milben und die wirksamste Art ihrer Bekämpfung eingehe. Leider kann ich ein sicheres Universalmittel nicht empfehlen, wir stehen diesen Quälgeistern trotz zahlreicher Versuche noch immer ziemlich machtlos gegenüber, doch vermag man wenigstens der Gefahr einer Milbenverseuchung seiner Wohnung vorzubeugen. In den folgenden Ausführungen folge ich, soweit nicht eigene Erfahrungen zugrunde liegen, den sorgfältigen Untersuchungen F. Ludwigs, der sich eingehend mit dieser wichtigen, in den einschlägigen Lehrbüchern der Zoologie aber bisher fast gänzlich vernachlässigten Frage beschäftigt hat.

Die Milben sind nahe Verwandte der Spinnen, von denen sie sich aber vor allem durch ihren gedrungenen, plumpen Körper, der keinerlei Gliederung in Vorder- und Hinterleib erkennen läßt, unterscheiden. Gleich den Spinnen besitzen sie vier Paar Beine, die bei den einzelnen Arten von sehr verschiedener Länge sein können. Die Körperoberfläche ist meist mit zahlreichen langen, borstenförmigen Haaren bedeckt, die den Tieren — unter dem Mikroskop betrachtet — ein abschreckendes Aussehen verleihen.

In ihrer Organisation stehen die Milben sehr viel niedriger als die übrigen Spinnthiere. Von Sinnesorganen findet man nur ein bis zwei Paar einfache Punktaugen, doch können auch diese fehlen. Das Nervensystem ist zu einer einzigen, Gehirn und Bauchmark vereinigenden Ganglienmasse verschmolzen, die im vorderen Körperabschnitte gelegen ist. Nur in seltenen Fällen findet sich, so z. B. bei dem bekannten Hundeholzbod, *Ixodes ricinus*, und wenigen anderen Familien im Hinterleibe ein kurzes, sackförmiges Herz. Auch besondere Atmungsorgane können fehlen, und es erfolgt dann die Atmung durch die gesamte Körperoberfläche. Sehr wechselnd in ihrer Ausgestaltung sind die Mundwerkzeuge der Milben, die entweder zum Stechen und Blutsaugen oder zum Beißen eingerichtet sind. Die umfangreichsten Gebilde stellen der Darmkanal mit seinen Speicheldrüsen und die Geschlechts- und Harnorgane dar.

Die Milben vermehren sich durch Eier, aus denen in der Regel winzige, anfangs nur mit drei Beinpaaren ausgerüstete Larven schlüpfen, die sich dann mittels einer ziemlich umständlichen Metamorphose (Umwandlung) allmählich zum geschlechtsreifen Tiere entwickeln.

Man kennt gegenwärtig nicht weniger als etwa tausend verschiedene Milbenarten, die sowohl hinsichtlich ihrer Lebensweise wie in ihrem Bau sich vielfach voneinander unterscheiden. Wie ich

schon hervorhob, sind die meisten Milben winzig kleine Geschöpfe, die man nur mit Hilfe eines Vergrößerungsglases deutlich zu erkennen vermag, und selbst die größten Vertreter dieser Ordnung erreichen höchstens eine Länge von einem halben Zentimeter.

Die bekanntesten und weitans gefährlichsten Milbenarten sind die nur etwa 0,25 Millimeter messenden Krätzmilben (*Sarcoptes scabiei*, *S. minor* u. a. m.), die als lästige und gefährliche Schmarotzer den Menschen und seine Haustiere heimsuchen. Die geschlechtsreifen Weibchen graben in die Haut ein bis mehrere Zentimeter tiefe Gänge, in die sie ihre zahlreichen Eier ablegen. Vier bis acht Tage später schlüpfen die sechsbeinigen Larven aus, vollenden in etwa vierzehn Tagen die Entwicklung zum geschlechtsreifen Tier und setzen eifrig das Zerstörungswerk fort. Bei ihren Minierarbeiten zerstören die Parasiten auch die Haarwurzeln und erzeugen dadurch den bekannten Ausschlag oder Räude bezeichneten, mit starkem Juckreiz verbundenen, juckenden Hautausschlag. Die kleine, auf Katzen und Kaninchen schmarotzende Milbe, *Sarcoptes minor*, verursacht sogar häufig den Tod der befallenen Tiere.

Auch noch verschiedene andere Milbenarten bringen sich als menschliche Parasiten gelegentlich in recht unerfreuliche Erinnerung. Wohl schon jeder hat mal von einem Ausfluge aus dem sommerlichen Walde als unerwünschtes Andenken den schon vorhin erwähnten Hundeholzböck, *Ixodes ricinus*, heimgebracht, der sich heimtückisch mit seinem Rüssel in die Haut gebohrt hatte, um Blut zu saugen. Der Biß des kleinen Patrons ist ungefährlich und wenig schmerzhaft. Will man aber den Blutsauger gewaltsam entfernen, dann bleibt gewöhnlich der Rüssel in der Wunde zurück und ruft empfindliche Entzündungen hervor. Das einfache Mittel, um den Parasiten rasch wieder loszuwerden, besteht in einer Einreibung mit Vaseline, Öl oder Petroleum, dann fallen die Tiere von selbst ab.

Auch als Pflanzenschädlinge spielen einige Milbenfamilien eine gewisse Rolle, wenn auch die angerichteten Verheerungen ohne große Bedeutung bleiben. Auf den Blättern unserer Birnbäume und Weinstöcke usw. beobachtet man in manchen Jahren in reicher Zahl das Auftreten kleiner, runder, anfangs gelblicher, mit der Zeit sich rot und braun verfärbender Flecken. Das Blattgewebe ist an diesen Stellen aufgelockert und die Unterseite der Blätter etwas verdickt und vorgewölbt. Die Gärtner bezeichnen die Krankheit als Milbenfucht. Untersucht man diese „Gallen“, dann findet man sie von kleinen farblosen Tierchen, den Birnblatt- und Weinblattmilben (*Phytoptus piri* und *vitis*) bewohnt, die hier ihre Brut erziehen. Bei massenhaftem Auftreten leidet natürlich, da die ernährnde Tätigkeit der befallenen Blätter stark beeinträchtigt ist, das Wachstum des Obstes. Das einzige Mittel, um gegen ein Umsichgreifen der Milbenfucht einzuschreiten, bildet ein sorgfältiges Entfernen der ergriffenen Blätter im Frühling, sowie man die ersten Spuren der Erkrankung bemerkt. Auch die sogenannten Spinnmilben (*Tetranychus telarius*) können namentlich in Gewächshäusern, in denen sie die Unterseite der Blätter der Pflanzen mit dichtem, feinem Gespinnst überziehen, durch ihr massenhaftes Auftreten zu einer wahren Plage werden. Ihre Bekämpfung geschieht am einfachsten durch ein Ueberstreichen der Gewächse mit einer viertelprozentigen Jpsollösung, Abwaschen mit Seifenlauge oder Ausräucherung mit Tabakdampf.

Wir wollen aber nicht allzu pessimistisch sein, es gibt auch nützliche Milben, das sind unter anderen die grossen, oft prächtig gefärbten Samtmilben (*Trombidium holosericeum*), die mit raschen Bewegungen auf den Blättern und Zweigen der Sträucher umherstreifen auf der Jagd nach Blattläusen und anderen kleineren Milbenarten. Ebenfalls dürfen die im Moose auf dem Boden oder auf Blättern lebenden, mit scherenförmigen Kiefern ausgerüsteten Raubmilben (*Gamasus coleopratorum*), die sich durch Vertilgung von kleineren Schädlingen der Insektenwelt nützlich machen, hierher gerechnet werden. Die Larven dieser Tiere hat wohl jeder schon gesehen, findet man sie doch fast regelmäßig in großer Zahl auf der Unterseite der Mistkäfer, Totengräber und auch der Erdhummeln. Wie Kirby erzählt, besetzen sich die Hummeln dadurch von ihren Quälgeistern, daß sie in einen Ameisenhaufen kriechen und sich die Milben von den Ameisen abjucken lassen. Ich kann nicht sagen, daß mir diese Beobachtung sehr glaubwürdig erscheint. Der Vollständigkeit halber seien endlich noch die in unseren Teichen vorkommenden, durch ihre lebhaft färbung auffallenden Wassermilben (*Hydrachna globosa*, *Atax ypsilophorus*, *Eulais extendus* und zahlreiche andere Arten) erwähnt.

Wenden wir uns jetzt den „Wohnungsmilben“ zu. Es sind eine ganze Anzahl verschiedener Arten, die hier in Frage kommen können. In der Mehrzahl der Fälle handelt es sich aber um ein Ueberhandnehmen von *Glycyphagus domesticus* oder von der Pflanzenmilbe *Glycyphagus prunorum*. Nicht selten kann aber auch, wie Ludwig mitteilt, sowohl die gemeine Käsemilbe (*Tyroglyphus siro*), wie die Mehlmilbe (*Aleurobius farinae*) zur Ursache einer kleinen Milbenplage der Wohnungen werden. Gewöhnlich macht sich die Plage zuerst bemerkbar, wenn die Wohnung längere Zeit unbewohnt gestanden hat, in anderen Fällen nimmt die Seuche ihren Ausgang von neuangeschafften Polsterstücken. Wie bei allem Ungeziefer, so ist auch für die Ausbreitung der Milben Unsauberkeit die beste Gelegenheit, vor allem können herumliegende Speisereste leicht gefährlich werden. Dann hat es sich aber auch

gezeigt, daß ein in neuerer Zeit gern verwandtes Polstermaterial, ein Kokosnußfaserstoff, das „Crim d'Afrique“, mit Vorliebe von Milben beunruhigt wird. Bei der ungeheuren Fruchtbarkeit der Tiere kann ein einziger Sessel eine ganze Wohnung mit Milben überschwämmen, ist aber die Plage erst einmal ausgebrochen, so hält es ungeheuer schwer, ihrer Herr zu werden. Die gewöhnlichen Desinfektionsmittel versagen vollständig, als wirksam hat sich bisher nur die Anwendung von Schwefelkohlenstoff oder zantogen-saurem Kali erwiesen. Vor allen Dingen soll sich aber, wenn Polstermöbel den Infektionsherd bilden, eine Ausräucherung in dem von Prof. Buchenau erfundenen Desinfektionskasten gut bewähren.

Ueber Bau und Lebensweise der Hausmilben genügt das bereits Gesagte, nur auf eine Einrichtung, die bei der Ausbreitung der Käsemilbe eine Rolle spielt, möchte ich noch hinweisen. Im Entwicklungsgange der Tyroglyphinen tritt nämlich eine eigentümliche Larvenform, eine sogenannte Wanderlarve (*Hypopus*) auf, die sich mit Hilfe verschiedengefalteter Gastapparate an Fliegen und andere Insekten anzuklammern vermag, um sich von diesen an irgendeine andere günstigere Lebensbedingungen versprechende Stelle tragen zu lassen. Wie Ludwig hervorhebt, tut man daher bei der Bekämpfung der Milben gut, die Verfolgung auch auf die Stubenfliegen auszudehnen.

## Monographien.

H. Spiero, „Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius“. — Anna Schapire-Neurath, „Friedrich Hebel“. — E. Sieper, „Shakespeare und seine Zeit“. — D. F. Walzel, „Deutsche Romantik“. — (Sämtlich im Verlage von V. G. Teubner in Leipzig.) „Leßing“ von R. M. Berner. — „Das klassische Weimar“ von F. Lienhard. — (Beide im Verlage von Quelle u. Meyer in Leipzig.) „Adalbert v. Chamisso“ von Ludwig Geiger. Verlag Neclan.)

Sammlungen wie „Aus Natur und Geisteswelt“ oder „Wissenschaft und Bildung“ sind sicher von hohem Wert. Und wenn sie nicht die überragende Bedeutung besitzen, die im Zeitalter des Diderot die Enzyklopädie erlangen mußte, so leisten sie doch in der Kleinarbeit schätzbare Dienste. Aber das scheint mir noch bei jenen Bänden der Fall zu sein, die da technische Fragen behandeln. Je mehr metaphysisch und gar rein ästhetisch, desto mehr spricht die persönliche Auffassung des jeweiligen Autors mit. Und was das bedeuten will, begreift jeder, der sich gegenwärtig hält, daß z. B. in literarhistorischen Dingen die Scherer'sche Schule heute immer noch als der Gipfel der Wissenschaft gilt. Und sie ist auch der Gipfel der bürgerlichen Literaturästhetik. Dem so unbedeutend und überdies national-byzantinisch korruptiert all die kleinen Scherer- und Schmidt-Sproßlinge auch sind: etwas Besseres (sprich: weniger Schlechtes) hat die bürgerliche Wissenschaft in diesem Fache nicht.

Inzwischen ist es interessant, zu sehen, wie diese durch und durch ideologische Ästhetik immer häufiger hier und da einen schärdern und sicherlich bewußten Ansat zu tiefer gehender, materialistisch gefärbter Methode zeigt. Es ist ja freilich heute schon geradezu ein Kunststück, die Methode der materialistischen Geschichtsbetrachtung zu vermeiden.

So gibt der Verfasser des Bändchens über „Shakespeare und seine Zeit“ gleich als erstes Kapitel eine Uebersicht über den „politischen und wirtschaftlichen Aufschwung“ Englands. Der Band zeichnet sich überhaupt durch das Ueberwiegen von Tatsachenmaterial vorteilhaft aus. Er enthält eine Fülle von Daten aller Art und wird auf diese Weise zum Nachschlagewerk wie zur Gewinnung einer Uebersicht sehr nützlich.

Von den vorliegenden anderen Monographien gilt das weniger. Die „Deutsche Romantik“ ist nichts weniger als populär gehalten und enthält überdies — was ja das Thema nahelegt — eine sehr subjektive Auffassung. Das Bändchen soll „zu einer Grundlage für die Erörterung des Problems dienen, wie aus dem reichen Ideenreichtum der Frühromantik die künstlerischen Formungen der jüngeren Romantik erwachsen.“ Diesem Zweck wird denn auch unbestreitbar entsprochen.

Dem bescheidenen Titel des vorigen Bandes steht der anspruchsvolle einer „Geschichte der deutschen Lyrik seit Claudius“ gegenüber. Diesem Gegensatz entspricht denn auch der des Wertes beider Schriften. Das erträglichste an dem Lyrikbändchen würde noch die Lyrik sein, wenn die zahllosen Zitate nicht fast ausschließlich Bruchstücke wären! Tatsächlich bilden sie die Hälfte des Buches. Der Objektivität, die durch solches Darbieten des Stoffes vorgebildet wird, schlägt der persönliche Ton des (sozusagen) geistigen Bandes ins Gesicht. Statt charakterisierender Ausdrücke und Wörter gebraucht der Autor kritisierende. Seine Standpunkt kennzeichnet genugsam die Feststellung, daß der Abschnitt Heine weiter nichts als eine Schimpfplanode frei nach A. Warthels ist. „Es kann natürlich gar keine Rede davon sein, daß Heine etwa der größte Lyriker seit Goethe ist . . .“ Und dergleichen Zeug mehr.

Die Verfasserin des Hebbel-Bändchens bietet im Holographischen Teil sehr Nützliches. Eine gewisse Opposition gegen den Mann Hebbel ist unverkennbar. Der theoretische Teil der Schrift ist sehr fleißig gearbeitet. Aber wenn das Buch schließt: „So versuchten wir auch, dem Leser Hebbel von all diesen drei Seiten (Mensch, Dichter, Denker) näher zu bringen, ohne künstliche Zusammenhänge zu konstruieren, wo wir selbst sie nicht zu sehen vermögen“ — dann scheint mir doch, bei aller Verdienstlichkeit des Nichtkonstruierens, das Sehvermögen nicht eben scharf und weitreichend zu sein.

Rienhard, der Dichter, gibt ein Buch wie es eben jemand geben mag, der sechs Bände „Wege nach Weimar“ schrieb. Wer den Dichter Rienhard goutiert, wird diese Vorlesungen auch goutieren. Ich finde sie allesamt einfach unausföhrlich. „Klassischer Idealismus der Zukunft“ heißt das letzte Kapitel. Spricht diese Ueberschrift nicht allein schon mindestens sechs Bände?

Das Buch über Lessing kann uns nach der „Lessinglegende“ („die freilich oft weit von ihrem eigentlichen Thema abschweift und durch ihren Ton verlegt“, sagt Werner) nichts bedeuten. Der Autor ist ein bekannter Durchschnittsliterarhistoriker, der natürlich das gesamte Forschungsergebnis am Schnürchen hat. Aber wie wenig es darauf ankommt, beweist der in Klammern zitierte Satz. Gerade in dem, was Werner Abschweifen nennt, sehen wir das Eindringen in die tieferen und wahren Gründe; und gerade der persönliche Stil — der als verlegender Ton empfunden wird, — gibt einem Literaturerzeugnis doch erst das Recht, sich Buch zu nennen. Aber freilich, wer selber Kinder oder Bücher ohne Gesicht macht, der mag auch an denen anderer Leute keine Gesichter leiden.

Ganz ohne Gesicht ist L. Geiger. Vergleichsweise herührt die beschriebene Art seiner Biographie fast sympathisch. Das Tatsächliche, das Statistische, das Sekretärsmäßige überwiegt. Und damit ist — für 20 Pf. — wahrhaftig ein brauchbares Nachschlageheft geliefert.

Die Wissenschaft muß noch viel trodener werden. Ganz besonders die Aesthetik. Ein Durchschnittseuropäer, der über nüdsterne Tatsachen hinausschwimmt, kommt leicht in Gefahr, das zu produzieren, was Schopenhauer dem Hegel vortwarf: Drei Viertel barer Unfimm und ein Viertel korrupte Gedanken.

Dr. Franz.

### Kleines feuilleton.

Unser weißes „täglich“ Brot. Die Gefahren des Weißbrotes, dem durch künstliche Bleichmittel eine besonders schöne Farbe verliehen wird, haben in letzter Zeit wiederholt die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Nunmehr liegt wieder eine Veröffentlichung vor, die die Wichtigkeit dieses Gegenstandes in ein helles Licht rückt. Es handelt sich um einen im Auftrag der amerikanischen Regierung von der Landwirtschaftlichen Station in Nord-Dakota verfaßten Bericht, der das künstliche Bleichen des Mehles als äußerst bedenklich erkennen läßt. Durch die Anwendung von salpetriger Säure zum Bleichen werden giftige, den Diazverbindungen nahegehende Stoffe erzeugt, und gleichzeitig wird eine chemische Umwandlung der Eiweißbestandteile bewirkt. Während wässrige Auszüge gewöhnlichen Mehles Kaninchen, ohne Schaden zu tun, eingespritzt werden konnten, bewirkten die entsprechenden Auszüge aus gebleichtem Mehl innerhalb weniger Stunden den Tod der Versuchstiere. Dabei war es nicht zweifelhaft, daß die Giftwirkung nicht auf die Nitrite zurückzuführen war, sondern daß andere giftige Stoffe im Spiel waren. Auf Grund dieser Erfahrungen hat ein neues amerikanisches Nahrungsmittelgesetz mit vollem Recht das mit salpetriger Säure präparierte gebleichte Mehl als gesundheitsschädlich verboten. Leider ist jedoch die Ausfuhr von solchem Mehl nach Ländern, deren Gesetzgebung es nicht anschließt, offen geblieben. Unter diesen Umständen gewinnt die Warnung an das Publikum, es möge sich nicht durch das schöne weiße Aussehen gewisser Brotsorten verführen lassen, doppelt an Gewicht. Dabei ist noch zu beachten, daß das vermehrte Auftreten der Blinddarmentzündung von mancher Seite auf gewisse Reizungen im Müllereibetrieb zurückgeführt wurde, die den Kleber hart und unverdaulich machen. Es wäre gar nicht unmöglich, daß Brot aus Mehl, das mit Nitrosendämpfen gebleicht worden ist, dabei eine Rolle spielte. Wenigstens deutet der Befund an den Kaninchenmagen auf derartige Wirkungen hin.

### Paläontologisches.

Ein einzigartiger Versteinerungsfund ist im amerikanischen Staat Wyoming gemacht worden. Es handelt sich um die Reste eines Tieres aus der berühmten Ordnung der Dinosaurier, der riesenhaftesten Geschöpfe, die überhaupt jemals auf der Erde gelebt haben. Zu diesen gehört auch der vielgenannte Diplodocus, dessen berühmtestes Skelett gleichfalls in Wyoming gefunden und ausgegraben wurde und von dem Carnegie einen Abguss in das Naturhistorische Museum in Berlin stiftete. Ferner sind auch die Funde, die jüngst in Deutsch-Ostafrika von Professor Eberhard Fraas gemacht wurden und nun durch eine besondere Reichsexpedition ausgebeutet werden sollen, Ueberbleibsel von Riesentieren derselben ausgestorbenen Gruppe. Die neueste Entdeckung zeichnet sich

aber vor allen früheren in einem überaus wichtigen Punkt aus, da von dem jetzt ausgegrabenen Exemplar auch die Haut erhalten geblieben ist. Das Tier muß an einer trockenen sandigen Stelle gestorben und lange Zeit der Sonne ausgesetzt gewesen sein, deren Strahlen den Riesenleichenam gewissermaßen in eine Mumie verwandelt haben. Dann mülte er plötzlich durch eine Ueberschwemmung mit einer Schicht Sand umhüllt und so rasch und tief eingedeckt worden sein, daß die Haut keine Gelegenheit hatte, aufgeweicht zu werden und zu zerfallen, sondern mit den Knochen in einen gewissen Zustand der Versteinering überging und so erhalten blieb. Der Fall ist ein durchaus eigenartiger und bei einem vor so langer Zeit untergegangenen Tiere überhaupt noch nicht vorgekommen. Wie viel Jahrtausende vergangen sind, seit der letzte Dinosaurier mit seinem kolossalen Leibe den Boden der Erde erzittern machte, läßt sich freilich nicht angeben, doch scheint die vermutungsweise angegebene Schätzung, daß 3 Millionen Jahre seitdem verlossen sind, eher zu niedrig zu sein. Selbstverständlich hat das Amerikanische Museum für Naturgeschichte diese große Merkwürdigkeit für seine Sammlung erworben.

### Medizinisches.

Ueber Gicht und Rheumatismus macht in der letzten Nummer der „Deutschen medizinischen Wochenschrift“ Prof. Dr. His, der Direktor der hiesigen Universitätsklinik für innere Krankheiten, sehr lehrreiche Ausführungen. Gehören Gicht und Gelenkrheumatismus namentlich bei älteren Leuten zu den häufigsten Leiden, so ist man über das Wesen und die Ursache dieser Erkrankungen doch keineswegs im Klaren. Bei der Gicht, die typischerweise zuerst das Gelenk der großen Zehe zu befallen pflegt, um später häufig auch alle übrigen Gelenke zu ergreifen, findet in der Gelenkhöhle und ihrer Umgebung eine Ablagerung harnsaurer Salze statt, die eine Entzündung und die gefährdeten Gichtanfalle herbeiführt. Warum die Harnsäure bei der Gicht sich in Form ihrer Salze in den Gelenken ablagert, in die sie durch das Blut geführt wird, warum sie nicht wie beim Normalen zu einfacheren Stoffen in den Körperzellen verbrannt wird, ist vorläufig ein Räthsel. Jedenfalls ist der sicherste Beweis für Gicht der Nachweis von Harnsäure im Blut, wenn nach His auch gewiß noch andere Symptome vorhanden sind, die mit der Harnsäure in keiner Beziehung stehen. Da der Stoffwechsel, die Verarbeitung der eingenommenen Stoffe im Organismus, bei der Gicht gestört ist, bezeichnet man sie als eine Stoffwechselkrankheit und führt sie auf eine Störung des Purinstoffwechsels zurück. Zu den Purinstoffen gehören die Harnsäure und deren zahlreiche Derivate (Abkömmlinge), die sich vielfach im Körper, namentlich im Fleisch finden. Harnsäure, also ein Purinkörper, ist beim Gichtler stets im Blut vorhanden, während sie normalerweise nicht zu den Blutbestandteilen gehört. Prof. His ist nicht der weitverbreiteten Meinung, daß Gicht nur eine Krankheit der Schleimner darstellt und auf Exzesse im Essen und Trinken unbedingt zurückzuführen ist, vielmehr hält er eine angeborene Disposition, die sich in verminderter Widerstandsfähigkeit gegenüber den Schädlichkeiten gewisser Nahrungs- und Genußmittel äußert, für recht wesentlich. Die Statistik scheint allerdings dafür zu sprechen, daß zwischen zu guter Lebensweise und Gicht ein Zusammenhang besteht, dessen genauere Ursachen aber noch ziemlich verborgen sind.

Ueber die Entstehung des chronischen, nicht auf Gicht beruhenden Gelenkrheumatismus herrschen gleichfalls noch recht getrennte Ansichten, ein Zeichen dafür, daß auch hier noch manches ungeklärt ist. Die Gelenknorpel und die Haut, die die Gelenkhöhle auskleidet, pflegen beim Gelenkrheumatismus zu degenerieren und sich zu entzünden. Als Ursachen kommen Verletzungen, Infektionskrankheiten, wie namentlich Scharlach, Gonorrhoe, Syphilis, auch Tuberculose in Frage, deren noch im Körper vorhandene Gifte auch an den Gelenken Schädigungen hervorzurufen vermögen. Viele Autoren nehmen für den chronischen Gelenkrheumatismus einen besonderen Erreger in Anspruch und halten das Leiden demgemäß für eine eigene Infektionskrankheit. Professor His hält auch hier eine erbliche Veranlagung für sehr wesentlich, namentlich in den zahlreicheren Fällen, bei denen man für die Entstehung der Krankheit absolut keine Anhaltspunkte hat. Von großer Wichtigkeit ist die Diagnose Gicht oder Gelenkrheumatismus für die therapeutischen Maßnahmen. Da ein Gichtkranker zweckmäßig so ernährt wird, daß keine Harnsäure oder harnsäurebildenden Stoffe von außen in seinen Körper gelangen, also Fleischspeisen vor allem, ferner Spirituosen, Kaffee und Kalao zu vermeiden sind, pflegt man ihn auf laktovegetarische Kost zu setzen, also nur mit Milch und Pflanzennahrung zu stillern. Diese diätetischen Vorschriften bringen nun die Gefahr einer Unterernährung sehr nahe und eignen sich für bettlägerige, appetitlose Kranke sehr wenig. Sie sind nach His direkt unangebracht bei gewöhnlichen, nicht gichtischen Gelenkerkrankungen, da diese langwierig und zehrend zu verlaufen pflegen, andererseits nachgewiesenermaßen nicht mit einer vermehrten Harnsäurebildung im Sinne der Purinstoffwechselstörung, durch die die Gicht charakterisiert ist, einhergehen. Es wäre darum unangebracht, auch solchen Kranken die zweifellos mehr kräftigende Fleisch- oder gemischte Kost zu entziehen und eine vegetarische statt deren zu geben. Diese muß vielmehr ausschließlich auf solche Patienten beschränkt werden, bei denen Gicht mit Sicherheit nachgewiesen ist.